H. G. hum.
93
g

Feuerbach

H. g. hum.
93 g

angestr. 26.11.74

<36611090670014

<36611090670014

Bayer. Staatsbibliothek

H. G. hum.
93. g

Gedanken

über die

Liebenswürdigkeit der Frauen.

H. G. Leem.

93 J

Gadenkeir

Gedanken

über die

Liebenswürdigkeit der Frauen.

[Verfasserin: Henriette Feuerbach]

Gedanken

über die

Liebenswürdigkeit der Frauen.

Ein kleiner Beitrag

zur weiblichen Characteristik

von

einem Frauenzimmer.

Nürnberg
Druck und Verlag von Friedrich Campe
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An F. N.

Im December 1838.

Du liebe, treue Freundin, an die ich diese Zeilen richte! Der vertraute Laut Deines Namens schwebt mir auf den Lippen; aber ich nenne ihn nicht; so verschweige auch Du den meinigen. Die Welt soll nicht erfahren, wer ich bin, und wird es auch nicht; denn wer außer Dir sollte an mich denken?

Nachdem der Frühling und Sommer mit vielen geistigen und körperlichen Leiden an mir vorübergegangen war, schickte mich mein Arzt für einige Wochen auf das Land, um die Stürme der verflossenen Tage, die noch in der Erinnerung mich beängstigten, allgemach in meiner Seele verrauschen zu lassen. Ich wohnte in tie-

ser Einsamkeit, am Schluß eines engen Thales, welches sich wie ein schmales Band zwischen hohen Bergen hinzieht. Das Haus selbst, in welchem mir ein artiges Zimmer eingeräumt war, liegt gar freundlich auf allen Seiten von waldigen Höhen umgeben, deren grüne Wände mir zu den Fenstern hereinschauten. Tiefe Stille ist über das Plätzchen ausgegossen, und ich war wie abgeschieden von der ganzen Welt. Oft hörte ich Tage lang keinen andern Laut, als das Zwitschern der Vögel auf dem Nußbaum vor meinem Fenster, das Geläute der zerstreuten, an den Bergabhängen auf und nieder kletternden Heerde, und das Rauschen eines kleinen Waldbaches, welcher wie ein muthwilliges Kind in tausend Kreuz- und Quersprüngen durch das Thälchen hüpft.

Die Ruhe war mir von langer Zeit her so ungewohnt, daß ich die ersten Tage meines Auf-

enthaltes wie träumend verlebte. Es war mir, wie wenn man nach recht harter Tagesarbeit auf nächtlichem Lager die müden Glieder zur Ruhe ausstreckt, wo dann in halber Bewußtlosigkeit die Bilder des Lebens eines in das andre verschwimmen, und in luftige Wolken gehüllt, fernhin dem Geiste vorüberziehen, bis der Schlaf alle die beweglichen Gestalten mit Einer Finsterniß zudeckt. — Auch im wachen Leben giebt es Momente, Stunden und Tage, in welchen die Seele in tiefer Stille ausruht von der Bewegtheit des Lebens. Sie freut sich nicht, sie leidet nicht, Wonne und Schmerz dringen nur wie leise Glockenklänge aus weiter Ferne in ihre heilige Ruhe. Es ist keine Befriedigung, aber auch keine Sehnsucht, keine Hoffnung, aber auch kein Wunsch. Der Friede breitet sich wie ein linder, duftiger Schleier über die ganze Gestalt, Ruhe ist das einzige Bewußtseyn des Herzens. In sol-

chen Augenblicken beschleicht mich oft die Ahnung des Todes gleich einer seligen Gewißheit. So wird es auch wohl einst seyn, wenn die Töne des Lebens in dem Ohre leise verhallen, und der ewige nächtliche Vorhang alle Farbenpracht der Erde vor unsern Augen umhüllt. Solche Augenblicke sind es aber auch, in welchen die Seele sich stärkt für die Wiederkehr in's Leben, wie der Körper durch die Ruhe der Nacht für das neue Tagewerk.

Eines Morgens erinnere ich mich besonders, wo ich einsam auf stiller Höhe im Schatten eines Baumes saß. Fernhin sah ich über dem Ausgang des Thales auf der ganzen Gegend ein dichtes Nebelmeer ruhen, das wie in sich selber zürnend trübe auf und nieder wogte. In meinem Asyl aber war es sonnig und heiter, ein tiefblauer Himmel strahlte hernieder, und wunderbar begrenzte das Grün der Berge den dü-

stern Nebelstrom. Da dachte ich an längst vergangene schöne Zeiten, und wie Du mir auch eine Freistätte geworden bist in der Nebelregion der Alltagswelt. Es kam mir in den Sinn, unsre Freundschaft und die schöne kurze Zeit, in welcher der Himmel uns vergönnte einander nahe zu seyn, in einem kleinen Denkmale, so gut es eben meine schwache Kraft erlaubt, zu verewigen. Vieles, was ich in diesen Blättern niedergelegt, sind Anklänge dieser Zeit, Reminiscenzen unsrer Gespräche in stillen vertraulichen Stunden.

So nimm denn, was ich Dir biete, freundlich an. Es ist das Beste, was ich außer meiner Liebe Dir zu geben vermag.

Oft denke ich mir die schönen Winterabende bei Dir und Frau von S. zurück, wo zuerst meine Seele wieder in einem wohlthätigen Gefühl erwarmte, nachdem ich unter verhängnißvollen Zeichen in einen neuen, mir völlig fremden Wirkungskreis mich versetzt sah. Es wehte eine heimische Luft in den behaglich geschmückten Zimmern, beruhigend und stillend, wie leiser Geisterhauch, strich es um uns her, nichts Störendes, nichts Unheiliges und Rohes konnte in diesen friedlichen Kreis Eingang finden. Es war, als seyen diese Abende, obschon Jedermann zugänglich, dennoch durch Thore und Riegel von der Welt abgeschlossen. Nicht das Zusammenseyn intimer Freunde, auch wir beide standen uns damals äußerlich noch ferne, es waltete ein gewis-

ses Ceremoniel, wenn ich es ja so nennen soll, in welches sich unwillkührlich jedes Anwesende fügen mußte. Einmal sagte Jemand zu mir:

„Der Cirkel bei Frau von S. ist geistreich und liebenswürdig, aber ich gehe nicht gerne hin; — man muß sich geniren."

Dies war mir auffallend, denn gerade die Form war es besonders mit, was mich an unserem Vereine anzog. Es sind nun schon mehrere Jahre verflossen, seit wir alle auseinander gerissen sind. Der kleine Kreis ist zerstört, doch in meinem Gedächtnisse lebt er noch frisch und rein. Es geht mir damit, wie es wohl häufig zu geschehen pflegt, daß die meisten Genüsse schöner in der Erinnerung sind, als in der Gegenwart. Wie selten finden wir auch in guten Stunden einen Augenblick ganz ungetrübter Heiterkeit. Immer wirft ein geheimer, wenn auch tief in uns zurückgedrängter Gedanke einen Schatten

auf das sonnige Gemälde; in der Erinnerung hingegen verschwindet alles Fremdartige, und das wahrhaft Schöne bleibt in ungetrübtem Glanze übrig.

In der Folge sann ich oft und viel darüber nach, was man denn eigentlich unter „liebenswürdig" versteht. Je mehr ich aber nachdachte, desto reicher und bedeutungsvoller wurde mir der Begriff dieses Wortes, und ich machte mir es zur Aufgabe, die Idee weiblicher Liebenswürdigkeit in Gedanken und Worten zu lebendiger Anschauung zu erfassen.

Liebenswürdigkeit ist ja das Losungswort des weiblichen Geschlechtes. In der Schule schon lernen die kleinen Mädchen den Wunsch auswendig:

„Liebenswürdig möcht' ich seyn,
Jedermann gefallen."

In spätern Jahren commentiren sie sich den Text,

wenn nicht in Versen, doch in Prosa; wenn nicht in Worten, doch in Gedanken; und wenn selbst nicht in Gedanken, doch in einem geheimen Gefühl, welches im tiefsten Innern, ihnen selbst unbewußt, die Melodie zwar leise, aber doch vernehmlich genug anklingen läßt. Oft hören wir dies Eitelkeit nennen, dem ist aber gewiß nicht so, man müßte denn wohl Alles Eitelkeit heißen wollen, was die Natur selbst den Frauen als Bestimmung angewiesen hat. Schon in den frühsten Kinderjahren spricht sich diese eigenthümliche Richtung des weiblichen Characters aus. In den Kindern kann man die Menschen studiren. Das kindische Gemüth hegt in sich schon alle Eigenschaften, alle Tugenden und Fehler der Erwachsenen, der Vorzug der Kinder aber ist die durchsichtige Klarheit ihres sich selber unbewußten Wesens. Der Knabe tummelt sich in wilden Spielen, seine Kräfte übend und

aufregend. Die Kinderstube ist ihm schon die Vorbereitungsschule künftiger Thatkraft. Das kleine Mädchen tändelt an Blumen, Bändern und Perlen, mit welchen es seine Puppe und auch wohl sich selbst behängt. Nicht Eitelkeit aber ist die Freude, mit welcher die geschmückte Kleine dann wohl gerne ihr Spiegelbild begrüßt. Sie freut sich dessen, weil es ihr gefällt. Dabei denkt das Kind aber nicht an sich, sondern es sieht in dem Bilde ein fremdes, an dem es sich ergötzt wie an seiner Puppe. Es hat nicht die Person vor Augen, sondern den Begriff der Schönheit. Ist aber nicht dies schon in dem Kinde der deutlich ausgesprochene Begriff unseres Daseyns? Der Frauen Bestimmung, ist sie eine andere, als das Leben zu verschönern, zu heilen und abzurunden, was rohe Stärke verletzt, das Daseyn in sich selber zu versöhnen, die Schranken der Ordnung, der Mäßigkeit auf-

recht zu erhalten, was aufgeregt zur sanften Bewegung, was eckig in den Kreis der Schönheit zu formen, und die Sittlichkeit in's Leben einzuführen? Welche Gewalt aber ist ihnen gegeben, um dies Alles auszuführen? Keine, als die Macht der Liebenswürdigkeit. Sie ist die einzige, aber unwiderstehliche Waffe des Weibes; sie zieht mit sanfter Gewalt die Herzen an sich, sie übt einen geheimnißvollen Zauber, dem Alles weicht; sie hat schon gesiegt, nur durch ihre Erscheinung; und je feiner das Band ist, mit welchem sie die Gemüther fesselt, desto unzerreißbarer wird es dauern.

Schon manchmal hat es mich betrübt, wie so oft, und selbst von verständigen Männern, bald mit Satyre und Witz, bald mit zelotischem Feuer und Schwert gegen die sogenannte angeborne Eitelkeit der Frauen zu Felde gezogen wird. Wenn wir uns nicht mehr die Mühe ge-

ben wollten, zu gefallen und liebenswürdig zu erscheinen, was bliebe dann übrig? Und wer, wenn ich fragen darf, hätte den Schaden? Mich dünkt, dieser verschönende, ordnende, alles zum Einklang vermittelnde und verbindende Sinn kann sich nie, auch nicht im Aeußern verläugnen. Er muß sich allenthalben auch dem leiblichen Auge kund geben in Ordnung, Reinlichkeit, ja in Zierlichkeit und Eleganz sowohl der eignen Person, als auch der häuslichen Umgebung, welche zunächst auf die Persönlichkeit einwirkt. Das natürliche Bestreben der Frauen, zu gefallen, ist nichts als der Wunsch, Sinn und Wohlgefallen zu erwecken für das Schöne, für das Wohlanständige, durch die Reinheit und Zierlichkeit des Aeußern das Gefühl zu verfeinern und zu schärfen für die sittliche Reinheit.

Der alte Satz aber, daß es keine Regel ohne Ausnahme giebt, und somit die Ausnahme wie-

der zur Regel wird, ist freilich eine bis jetzt noch immer unbestrittene Wahrheit; und so geschieht es denn wohl auch nicht selten, daß der Wunsch zu gefallen, dem ich so eben das Wort redete, zur Leidenschaft wird. Das aber ist nicht die natürliche Richtung des weiblichen Characters, sondern eine Krankheit, sie heißt Gefallsucht. Ihr Streben ist nicht, Gefallen am Schönen zu erwecken, sondern sie will nur Aufmerksamkeit und Bewunderung für ihre eigene Person erregen, und das Bestreben, liebenswürdig zu erscheinen, wird zur Coquetterie. Die Gefallsucht will die Liebenswürdigkeit in der Mehrzahl erreichen, sie sucht Liebenswürdigkeiten zur Schau zu tragen, und vergißt, daß dieses Wort nur in der Einheit existirt. Sie hascht nach vielerlei Mitteln, die sie aus den verschiedenartigsten Elementen geschickt zusammen zu setzen weiß. Doch passen leider, trotz aller Kunstfertigkeit, die

Fugen nicht so genau in einander, daß man nicht, wie an einem sogenannten Geduldspiele, die Risse an dem Bilde wahrnehmen sollte, welche jedes einzelne Stück desselben begrenzen. Wie ein solches zerschnittenes Tableau, trotz der buntesten Farben, noch kein Gemälde ist, so bleibt auch aller Kunstaufwand der Coquette zerstükkelt, selbst bei dem größten Reichthume an Material, welchen sie aufzubieten hat. Da giebt es in der Vorrathskammer weiblicher Reize alle Künste der Toilette, der Eleganz und des Geschmackes, alle Zierrathen des Geistes, als Beredsamkeit und Witz, Sanftmuth und Schwärmerei, Lebhaftigkeit, Naivetät u. s. w. Je nachdem es die Umstände erheischen, strebt die gewandte Künstlerin bald mit diesem, bald mit jenem ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel Interesse zu erregen; doch all' ihr Bemühen reicht nur von Moment zu Moment, und ihr höchster

Triumph ist ein vorübergehender Effect. Sie bleibt doch immer, was sie ist, ein seelenloses Bild ohne Wesen, die schlechte Copie eines stümperhaften Meisters, welcher sich vergeblich abmüht, aus einzelnen Zügen und der Draperie des Gemäldes eine leidliche Aehnlichkeit zusammenzustellen, während er den Geist nicht zu erfassen vermag, aus welchem das Ganze geflossen ist.

Ich habe mir es oft in größeren Gesellschaften, wo man so häufig mit leerem Kopf und Herzen an einander vorüberstreicht, zum Geschäft gemacht, im Stillen manche Betrachtungen über diesen Punkt anzustellen. Der größere Gesellschaftssalon ist so recht der Tummel- und Exercierplatz dieser weiblichen Helden. In kleineren Cirkeln finden sie es oft nicht der Mühe werth, sich in der Lichtseite zu zeigen, es müßte denn eben ein Planet in der Nähe seyn, welchen man in den Kreislauf bannen möchte.

In diesem Moment steht mir ein Bild vor Augen. Ich sehe eine Gesellschaft versammelt, mit Spielen und Gesprächen sich unterhaltend; und mitten darunter hüpft und tänzelt auf niedlichen Füßen eine zierliche Gestalt in rosa. — Sie ist so sorgfältig, so geschmackvoll gekleidet, die Locken in künstlicher Nachlässigkeit geordnet. Wie Schade, daß sie nicht jung, nicht hübsch ist. Doch betrachte mit mir den lauernden, heimlich glänzenden Blick, mit welchem sie verstohlen den Kreis durchfliegt, nach der Wirkung ihres Erscheinens spähend. Sieh das gezwungene Lächeln des Mundes, welcher so süße Worte spricht; zeigt er nicht schon durch die Form seiner Bewegung, daß die ihm entströmenden Gedanken dem Herzen fremd sind? Selbst der Ton der Stimme verräth das Absichtliche des ganzen Benehmens, und die beständige Sorgfalt, welche alle Bewegungen des Körpers leitet, giebt nur

zu deutlich kund, wie jede derselben berechnet ist, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich glaube es schon als das sicherste Zeichen der Gefallsucht annehmen zu dürfen, daß sie sich fortwährend gesehen und beobachtet wähnt. Dies giebt dem ganzen Wesen der Coquette eine gewisse Aengstlichkeit und Hast, einen Zwang, welcher auch auf ihre Umgebung nur peinlich zu wirken vermag. Man denkt sich schon im Voraus den Augenblick, wo sie nun allein sich selbst überlassen, den fremdartigen Putz abwirft, und die verschiedenen Attribute ihres geistigen und leiblichen Flitterstaates in den bestimmten Schubfächern aufbewahrt, bis die Gesellschaftsstunde zur neuen Toilette ruft. Wie sie in dieser Zwischenzeit dem Auge sich darstellt, darüber laß mich einen Schleier ziehen. Ich mag solch ein unglückliches Wesen nur bemitleiden, aber nicht verdammen; denn giebt es eine qualvollere Exi-

stenz, eine unbelohntere Arbeit, als etwas scheinen zu wollen, was man nicht ist, eine mühsam einstudirte Rolle ohne Beifall zu spielen?

Die wahre Liebenswürdigkeit ist völlig unbewußt, sie wirkt auf die Gemüther nicht durch das, was sie thut, sondern durch das, was sie ist. Sie weiß nichts von einzelnen Bestandtheilen, und ihre Wirkung ist ein Totaleindruck. Sie bedarf, um erkannt zu werden, nichts als ihre bloße Erscheinung.

Schön, geistreich, talentvoll, gebildet, verständig seyn, ist noch nicht genügend; den rechten Nachdruck giebt allein diesen lobenswerthen Eigenschaften erst das beigefügte Wort „liebenswürdig". Keine von allen schließt es in sich, und alle diese einzelnen Gaben erreichen erst dann ihre Vollendung, wenn sie sich in diesem oft genannten, vielbedeutenden Worte als in einem Brennpunkte vereinigen, von welchem sie als einzelne Strahlen ausgehen.

Man trifft wahre Liebenswürdigkeit selten, und gerade neben einer sich entschieden auszeichnenden Eigenschaft am allerwenigsten. Wie häufig erscheint die Schönheit leer und flach; wir wenden uns bewundernd zwar, aber dennoch un-

befriedigt hinweg. Es fehlt ein gewisses Etwas, welches man sich oft selbst nicht zu erklären vermag, sie ist wie die Blume ohne Duft, das Auge allein vermag uns nicht zu fesseln, wir gehen vorüber und suchen nach einer inneren Befriedigung, die der äußere Sinn allein nicht geben kann. Nun wenden wir uns zu der geistreichen Dame, aber leider geht es hier nicht besser. Geist und Witz ohne Liebenswürdigkeit wirken manchmal wie scharfes Gewürz, welches viele Personen nicht vertragen können, oder wie stark riechende Blumen, die für den ersten Augenblick wohl dem Geruchssinne schmeicheln, aber in die Länge Kopfschmerz und Schwindel erregen. Die Mehrzahl der, von unserer schöngeistigen Zeit durch Lectüre und Umgang gebildeten sogenannten geistreichen Frauen gefallen sich, bei jeder Gelegenheit ihr Licht leuchten zu lassen vor den Leuten. Anfangs überrascht die Neuheit, und

man wird in dem glänzenden Strom unwillkührlich eine Strecke weit fortgerissen, kehrt aber in der Regel nach kurzer Zeit, geblendet und stumpf, wieder in sich selbst zurück. Talent und Kunstfertigkeit erregt Bewunderung, aber nicht die Eigenthümerin des Talentes ist es, welche man bewundert, sondern nur dieses selbst; sie wird um den Besitz desselben wohl beneidet, aber deshalb noch nicht geliebt. Feine Bildung ohne innere Tiefe läßt kalt. Man unterhält sich vielleicht angenehm, aber der Eindruck ist vorübergehend und trifft nicht das Gemüth. Oft auch, und besonders in der großen Welt, wird sie mit dem sogenannten guten Ton verwechselt. Artigkeit und Geschmeidigkeit im Umgange, ein gewisses glattes Wesen und Benehmen, die Kunst, leicht und unterhaltend über die neuesten Erscheinungen des Tages zu sprechen, nennt man in unsrer Zeit häufig „feine Bildung". Das

verständige Frauenzimmer ist stets seiner Stelle im Leben gewiß, und wird sich in allen Lagen und Verhältnissen des allgemeinen Wohlwollens, der Achtung zu erfreuen haben. Doch geschieht es nicht selten, daß eine gewisse Mischung von Trockenheit und Pedanterie ihren Umgang nicht zu dem wünschenswerthesten macht, und man häufig geneigt ist, lieber eine kleine Unklugheit zu verzeihen, als die stets autorisirende Bedachtsamkeit, welche neben einer Art ehrfurchtsvollen Scheu, auch zuweilen ein wenig Langeweile einflößt. Nicht nur im Leben, selbst auch in Büchern läßt die Rechtfertigung meiner Meinung sich auffinden. So dünkt mich, daß es unter einer großen Anzahl von Schriftstellern nicht allzuvielen gelungen ist, einen wirklich liebenswürdig weiblichen Charakter aufzustellen. Oft ist es gerade das Bemühen, der Heldin ein Uebermaaß von Liebenswürdigkeit angedeihen zu

lassen, alle Vorzüge des ganzen Geschlechtes in einem Bilde zu verkörpern, welches diesem die eigenthümliche Haltung des Charakters und damit jeden Anspruch auf Liebenswürdigkeit raubt. Lies nur eine jener begeisterten Tyraden, welche „den siegenden Strahl des Auges, das seelenvolle Lächeln, die Rosen der Wangen, die feenhafte Gestalt ꝛc." so überschwenglich besingen, denke Dir nun noch dies Engelsbild, dies himmlische Wesen nach proportionirter Dosis mit allen geistigen Vorzügen auf das Beste ausstaffirt, so darfst Du in gar vielen unserer neuen Romane die ganze Hälfte des Buches unbekümmert überschlagen. Folgen wir aber dem Gang der Geschichte und sehen dies begabte, mit allem künstlerischen Aufwande des phantasiereichen Dichters ausgeschmückte Geschöpf in den verschiedenen Situationen derselben, so stellt sich dem Auge ein albernes Zerrbild dar, welches entwe-

der zum Lachen reizt, wie ein verdorbenes Trauerspiel, oder verdrießlich macht, wie ein langweiliges Lustspiel, und unwillkührlich an jenen Maler erinnert, welcher, mit großer Mühe aus verschiedenen Modellen die schönsten Züge zusammenstellend, endlich statt der gehofften vollendeten Schönheit, das Urbild aller Häßlichkeit unter seinen Händen hervorgehen sah.

Ich spreche hier von der gewöhnlichen Romanen-, Novellen- und Almanach-Literatur; aber auch große, gefeierte Autoren scheiterten, dünkt mich, an dieser Klippe. Ich bin weit entfernt, mit vorwitzigem Tadel eine anerkannte Autorität antasten zu wollen, sonst könnte ich vielleicht an den ersten, berühmtesten Romandichter, an Walter Scott erinnern, dem es trotz der Treue und Wahrheit seiner männlichen Charactere nur selten gelungen ist, ein liebenswürdiges Weib zu zeichnen. Unsre deutschen Dichter, die wir als

Klassiker verehren, haben besser gewußt, den Frauen ihr gebührendes Recht zu erweisen. So führe ich Jean Pauls Portraite, z. B. die Liane im Titan an, welche, wie mir scheint, fälschlich als zu sehr idealisirt verrufen ist. Noch tiefer und treffender freilich greift seine Satyre ins Leben ein. Doch strahlt selbst in den Schwächen und Unarten ein gewisser zarter Schimmer der Liebenswürdigkeit durch, der die spottende Rüge zum wehmüthigen Bedauern mildert. Du denkst wohl auch wie ich an die arme Lenette im Siebenkäs. Schiller hat den Begriff weiblicher Liebenswürdigkeit auf eine seiner würdige Weise als Thekla im Wallenstein festgestellt. Aber vor Allem spielt in Göthe's Schilderungen der ganze Reichthum der weiblichen Natur in der vollen Kraft der Einfachheit, der Treue und Wahrheit. Wie die ganze Erscheinung, so auch alle kleinen, an sich unbedeutenden, aber

der Eigenthümlichkeit des Wesens angehörenden Einzelnheiten üben jenen eignen, ganz unwiderstehlichen Zauber, welchen man mit dem Worte liebenswürdig bezeichnet. Ich erinnere Dich im Vorübergehen nur an die einfache Erzählung von der Pfarrerstochter zu Sesenheim in Göthe's Leben. Wie athmet gleichsam die ganze Gestalt, jedes Wort, jede Bewegung in Lieblichkeit. Sie ist nicht ausgezeichnet schön, sie glänzt nicht durch hervorstechende Talente, aber die Glorie der Liebenswürdigkeit umstrahlt ihr ganzes Wesen mit solchem Zauber, daß die glänzendsten ihres Geschlechtes verdunkelt neben ihr stehen. So triumphirt die geistige Schönheit über die leibliche, wie die Ewigkeit über die Zeit, darum hängt sie nicht von äußern Zufälligkeiten ab, sondern übt, im Innern immer Eines und Dasselbe, dennoch auf die verschiedenartigste Weise stets dieselbe Gewalt.

Die Verschiedenheit der äußern Gestalten, von denen jede in Form oder Bewegung von der andern abweicht, geht ins Unendliche, und es giebt wohl in der ganzen Welt der lebendigen und leblosen Geschöpfe nicht zwei, die sich bis in die kleinsten Nüancen völlig zum Verwechseln ähnlich sehen; doch tragen alle in einer gewissen Norm die gleichen Abzeichen ihrer Gattung und ihres Geschlechtes an sich. — Als die Norm des weiblichen Geschlechtes aber möchte ich nun eben die Liebenswürdigkeit annehmen, aus welcher sich dann, nach den verschiedenen Abstufungen der Individualität, verschiedene Arten des Ausdruckes, der äußern Offenbarung entwickeln. So ist die harmlose Fröhlichkeit, wenn sie nicht in leidenschaftliche Ausgelassenheit übergeht, der sinnige Ernst, der sich nicht in sentimentales Schmachten verliert, Witz und Laune als ungesuchter und unwillkührlicher Erguß des

Momentes, die Naivetät, wenn sie nicht erkünstelt, so ist die bescheidene Ruhe, die lebhafte Beweglichkeit liebenswürdig, wenn sie als die Richtung eines eigenthümlichen Characters erscheint, diesem in stetem vollkommenen Einklange angehörend. Auf den Gesetzen der Harmonie beruht die Liebenswürdigkeit, wie die Tonkunst. Jede Dissonanz darf nur dazu dienen, durch ihre Auflösung in den reinen Accord diesen um so siegender hervortreten zu lassen. Geht auch die Melodie von einer Tonart in die andre über, so sind es meist verwandte, und am Ende findet sie sich doch immer in den Grundton zurück, und vollendet sich in diesem harmonisch, wie sie begonnen. Ich wunderte mich schon oft, wie heut zu Tage so viele Frauen, nicht aus Kunstberuf, sondern weil es Mode ist, den Generalbaß studiren. Meinst Du nicht, daß es besser wäre, daneben ihre Studien auch auf die Regeln des

reinen Satzes in ihrem eignen Innern auszudehnen? Die Harmonie des Geistes und Herzens ist ja eben erst das rechte Fundament und Asyl der Kunst.

Wenn sich nur Niemand einfallen ließe, irgend eine besondere Naturgabe oder Eigenschaft, welche an einer andern Person gefällt, sich anzukünsteln zu wollen. Nicht jede Farbe kleidet jedem Gesichte gut, und man achtet bei der Wahl derselben sorgfältig auf die Schattirung der Haar- und Gesichtsfarbe. Eben so läßt eine bestimmte Form des Gewandes nicht jede Gestalt vortheilhaft erscheinen. Die Kunst des Schneiders ist, zu jeder derselben einen neuen, passenden Kleiderschnitt zu erfinden. Auch schmücken ältere Frauen sich weder in Farbe noch Form gleich jungen Mädchen. Darum

„Eines schickt sich nicht für Alle.“

So paßt auch nicht jede Eigenschaft mehreren

verschiedenen Wesen an, und die wahre Bildung darf nur die von der Natur gegebene Richtung veredeln, aber nicht eine andere, neue erzwingen wollen. In der Verschiedenheit des Einzelnen liegt ja eben erst die Vollendung des Ganzen. Was dem Einen fehlt, das besitzt der Andere; und doch ist Jedes in seiner Art und Weise vollendet. Die Offenbarung aber des in sich vollendeten weiblichen Wesens ist die Liebenswürdigkeit.

Wir besitzen in unserer Sprache ein einziges Wort, welches dem Begriffe der Liebenswürdigkeit nahe verwandt, ja mit ihm eins ist; es heißt Anmuth. Man muß es aber ja nicht mit dem verwechseln, was man gemeiniglich Schönheit nennt. Wohl bezeichnet es auch eine Schönheit, aber nicht nur eine materielle, todte Schönheit der Form, sondern eine lebendige, geistige, eine Schönheit der Bewegung. So ist die Blume

schön durch Farbe und Form, aber der Duft erst verleiht ihr die Anmuth. An Gemälden und Statüen auch, dünkt mich, ist es nicht die bloße Gestalt, sondern der das Kunstwerk lebendig beseelende Ausdruck, der Geist, welcher die Formen zur Anmuth verklärt. Wer wird je ein Kleid oder einen Shawl anmuthig nennen, wohl aber läßt sich jedes Kleidungsstück auf anmuthige Weise tragen. Man spricht endlich auch von einer anmuthigen Gegend, in welcher es dem Menschen wohl und heimisch wird.

Die Anmuth ist ganz Geist und Leben, und wie auf dieselben Gesetze gegründet, so wirkt sie auch wie Musik. Sie bemeistert sich unbewußt des Gemüthes, und weckt durch ihren geheimnißvollen Zauber den verwandten Wohlklang im fremden Herzen. Wie die Töne anschwellend und verklingend den ewigen Geist der Gottheit in ihren Schwingungen tragen, so ist Anmuth der

Spiegel, aus welchem die göttliche Reinheit in nie getrübtem Glanze zurückstrahlt.

Schon die bloße Erscheinung eines weiblichen Wesens, an welchem alle Bewegungen zur Anmuth gerundet sind, ist von unwiderstehlichem Liebreiz umflossen. Jede Stellung, jedes Wort, der Gang, die Geberde schmiegen sich, wie die Falten des Gewandes dem Leibe, also der Seele an. Der Ton der Stimme, der Ausdruck der Rede, das Lächeln, der Ernst, die Heiterkeit, das Nachdenken, der Schmerz, die Freude, der Affect, die Ruhe, alles stimmt in den verschiedenartigsten Schattirungen doch nur in ein harmonisches Bild zusammen. Jeder Moment giebt die Ueberzeugung, daß gerade die Situation, in welcher es sich in diesem Augenblick befindet, die ihm eigentlich angehörende, für die es geschaffen, ist. Nichts, was mit den strengsten Regeln der Schönheit in Widerspruch stünde, kein un-

geeignetes Wort, keine falsche Betonung, keine eckige oder linkische Bewegung stört den Eindruck des Ganzen. Es bedarf hierzu weder hervorstechender Schönheit, noch eines siegend beredten Geistes. Die Anmuth allein verleiht so hohen Reiz, daß ihr jedes andere Hülfsmittel entbehrlich ist.

Aber sie besteht nicht egoistisch für sich allein, sondern sie trägt die Schönheit des eignen Wesens über auf alle Beziehungen und Verhältnisse, welche dieses mit der Welt und dem Leben verknüpfen. Sie theilt gleichsam die eigne Lieblichkeit dem ganzen Kreise ihres Wirkens mit, sie überströmt mit dem Zauber ihres Reizes alles, was ihr naht; sie ist selbstvergessend, sich hingebend, aber ihre Schönheit verliert nichts durch diese Selbstentäußerung, sondern sie gewinnt nur, und alle ausgesandten Strahlen werfen ihr gebrochenes Licht in noch höher leuchtender Klarheit auf sie zurück.

Ich möchte dies die sich mittheilende Anmuth, die wirkliche und wahrhaftige Liebenswürdigkeit nennen. So auch die göttliche und menschliche Liebe empfängt, indem sie giebt. Es ist nichts groß, schön und wahr, was nur für sich allein besteht. Die Vollendung jedes Wesens ist erst die aus sich selbst schaffende Kraft, die, wie der Geist des ewigen Schöpfers, mit jedem Hauche sich als lebendig wirkend in der Welt offenbart.

Ich habe mir eine schwere Aufgabe gestellt, und bin noch immer zweifelhaft, ob ich sie zu lösen im Stande bin. Mit Bettine möchte ich sprechen:

„Die Wahrheit liegt in ihrer ganzen Unendlichkeit im Geist, aber sie im einfachen Begriff zu fassen, das ist so schwer."

Wohl schwebt mir es ganz deutlich im Innern vor, was ich ausdrücken will, aber auf dem Papier, in die feste Form des Wortes gebannt, erscheinen mir oft meine eignen Gedanken fremd und verworren, ganz anders, als sie mir in der Tiefe der Seele noch unausgesprochen lebten.

Ich wollte sagen: Alles rein Geistige kann nur durch Vermittelung ins wirkliche Leben eingreifen. Es lebt in der Idee, es verwirklicht sich

im Begriff, und es versinnlicht sich in der Form. Auch die Liebenswürdigkeit steigt diese Stufenleiter herab. In der Idee ist sie Sittlichkeit, im Begriff Schicklichkeit, und in der Form Anstand. Es sind dies drei gleichlaufende, in einander gezogene Kreislinien, von denen eine immer durch die andere bedingt ist. Sie bilden die Schranken, von welchen die Weiblichkeit in gar strenger Haft eingeschlossen wird. Ein kleiner Schritt darüber hinaus verletzt schon ihre Rechte. Sie duldet kein Extrem, denn dies würde gleich ungestaltig und eckig über die bezeichnete Linie hinausspringen, die sich rein zirkelförmig bewegt, wie Alles, was den Gesetzen der Schönheit unterthan ist. —

Um die innere, die sittliche Schönheit als das eigentliche Wesen, als die Idee der Liebenswürdigkeit zu bezeichnen, bedarf es wohl keiner weitläuftigen Beweisführung; denn der Leib ist

ja nur das Kleid der Seele. Freilich weiß eine geschickte Hand durch Form und Schnitt des Gewandes gar manche Mängel des Körpers zu verbergen, doch wird alle Kunst zu Schanden neben dem einfachsten Kleide, welches eine schön gebaute Körperform umschließt. So zeigt die äußere Erscheinung des Menschen stets die fehlerhaften Umrisse seines Innern, und so auch ist die äußere Liebenswürdigkeit nur der Widerschein der inneren, der Seelenschönheit, welche durch die Verhüllung des Gewandes schimmert.

„Eine schöne Seele, sagt Schiller, nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen in dem Grade versichert hat, daß es dem Affecte die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigent=

lich nicht sittlich, sondern der ganze Character ist es. Man kann ihr auch keine einzelne darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich seyn kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist."

„Mit einer Leichtigkeit, als wenn der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, welches sie dem Naturtrieb abgewinnt, fällt wie eine Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch nie um die Schönheit ihres Handelns, es fällt ihr nicht mehr ein, wie man anders denken und handeln könnte. Dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenlehre, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechenschaft abzulegen. Das Leben des

Letzteren wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie an einem Titian'schen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger und harmonischer hervor."

Ich könnte den Vergleich auch auf den Vortrag eines Musikstückes anwenden, und der Verschiedenheit erwähnen zwischen dem Spiele eines Schülers, welcher nur durch beständiges Zählen und Taktschlagen des Lehrers in den Regeln festgehalten wird, und dem fließenden, geistvollen Vortrage des Künstlers, welcher diese Regeln zwar auch benützt, aber nur als Gerippe der schönen Form, mit welcher er sie umkleidet.

Die schwerste aller Künste aber ist die Kunst schön zu leben, und diese ist unsre Aufgabe. Wenn gleich zuweilen spottweise gebraucht, ist doch der Ausdruck „das schöne Geschlecht" so gar unrecht nicht. Man muß das Wort nur in dem rechten Sinne nehmen. An dem Mann achtet man die Sittlichkeit als eine lobenswerthe Eigenschaft, als eine Tugend. Man ist zufrieden, wenn er ihre Gesetze ausübt, aus Grundsatz. — So aber wird er es selten weiter bringen, als zu den schwarzen Grund- und Taktstrichen, denen er, als festgesetzter Richtschnur, sein Handeln, vielleicht nicht selten gewaltsam, anpaßt. Wo aber noch Kampf ist, ein Streiten sich widerstrebender Kräfte, wo noch vom Befehlen und Gehorchen die Rede seyn kann, wo noch ein Gesetz vorhanden ist, und ein, wenn auch besiegt, dennoch gegen dies Gesetz sich auflehnender Wille, ja, wo sogar nur von der einen oder der an-

dern Seite eine Anstrengung sichtbar wird, da ist noch keine Schönheit.

An den Frauen fordert man die Sittlichkeit als ein Wahrzeichen ihres Geschlechts. Sie ist recht eigentlich das Grundgesetz ihrer innersten Natur, der Mittelpunkt ihres Wesens, die geistige Atmosphäre, in welcher sie athmen. Die Erfüllung dieses Gesetzes ist Bedürfniß ihrer Seele. So vereinen sich alle Lebenskräfte in diesem Gefühl, sie sind ihm in Liebe unterthan, und kennen keine andere Befriedigung, als die ihres Herrn und Meisters. Da ist kein Gesetz, keine Regel, kein Wille mehr vorhanden, alles verschmilzt harmonisch verschlungen in eine Gestalt, und so wird die Sittlichkeit Schönheit.

Aber wie alles wahrhaft Schöne, so auch diese, ist von zarter und leicht verletzlicher Natur. Ein Hauch kann sie zerstören, und es ist

noch gar nicht genügend, Handlungen und Worte zu vermeiden, welche gegen die Sittlichkeit streiten, jeder Gedanke, jedes Gefühl, ja selbst die leiseste widerstrebende Ahnung hat schon den Kreis der inneren Eintracht zerrissen, dessen Anfang und Ende, wie das Sinnbild der Ewigkeit in dem Ringe der Schlange, unauflöslich verbunden ist. Die Sittlichkeit schließt jede untergeordnete Begierde, jedes hervorstechende Verlangen, jedes heftige Begehren aus. Befreiung von aller und jeder Leidenschaft ist ihr erstes Gebot. Wo ein stürmischer Affect die Seele übermannt, der, stärker als die angestammte Herrin, nicht von ihr gezügelt werden kann, wo eine Leidenschaft vorwaltet, da ist der Hausfriede des Herzens gestört und wilder Verwirrung Thür und Thor geöffnet. Leidenschaft ist eine Krankheit der Seele und entstellt diese, wie die Pocken ein schönes Gesicht. Werden sie im glücklichsten Fall auch

geheilt, so bleiben doch die Narben zum ewigen Denkmal zurück.

Doch nicht allein die Leidenschaften, es giebt noch andere kleinere Seelenübel — Rostflecken, welche den reinen Spiegel der Weiblichkeit nicht minder entstellend zerstören. Ein Heer von kleinen Kobolden, welche überall ihr neckisches, boshaftes Spiel treiben, die Launen. Dem sittlich reinen Gefühl sind solche Varianten völlig fremd. Es mag in allen Modulationen von dem Thema nicht gerne abweichen, es bleibt immer, was es ist, und giebt sich einmal wie das andre Mal stets als Ein und Dasselbe. Die Launen kündigen sich oft gar klein und unschuldig an. Es bemächtigt sich der Seele, ohne bestimmte Veranlassung, irgend eine traurige, heftige, lustige, oder schwärmerische Stimmung, über deren Ursprung wir uns selbst keine Rechenschaft geben können. Wir denken wohl: „Ich bin nun

eben heute so, aber ich weiß nicht warum!“ Da gilt es schon vorsichtig seyn, daß solch ein wechselndes Spiel der Empfindungen unser Wesen nicht mit Sturm erobere, und uns über den Kopf wachse, so daß wir nicht mehr Herr darüber werden können. Man muß sich klug dagegen wehren, denn der kleinste Schritt vorwärts macht den Feind nur stets stärker und uns schwächer. Es giebt keine Sünde, kein Laster, welches nicht aus den Launen sich heranbilden könnte. Sie kleben sich gleich Geschwülsten, als fremdartige Auswüchse dem inwendigen Menschen an, und sind, einmal groß geworden, sehr schwer und nur durch das Operationsmesser auszurotten.

Noch ein Seelenschaden, welcher um so gefährlicher ist, als er ganz still und geheim in der Phantasie sein Wesen treibt und mit unmerklicher aber sicherer Gewalt das sittliche Ge-

fühl entnervt und untergräbt, ist ein gewisses halbbewußtloses in sich Hineindenken halbgeträumter Vorstellungen von einem der Einbildungskraft angenehmen Gegenstande, welchem man sich anfangs zur bloßen Unterhaltung hingiebt, die aber mit der Zeit gleich fressendem Gifte die Reinheit der Seele und das Glück des Lebens zerstören können.

Ach, wie viel glücklicher könnten die Menschen seyn, wenn sie nur besser wären. Ein reines Gemüth ist bei den härtesten Schlägen des Schicksals nie ganz unglücklich, es besitzt das höchste und unantastbare Gut in sich. Wirklich trost- und rettungslos im Unglück ist der Mensch nur dann, wenn er zerrissen ist in sich selbst. Darum sey es des Weibes erstes Bestreben, gut hauszuhalten in ihrem Innern. Ihre Seele sey ein klarer, reiner Spiegel, aus welchem nichts widerstrahlt als das Bild göttlicher Ruhe. Alle

Kräfte des Geistes und Herzens lehre sie in Eintracht und Frieden bei einander wohnen. Die heilige Gottesstimme des innern Gefühls sey der Grundton, an den sich harmonisch die Melodie ihres Lebens anschließt, und wie die ewige Schönheit der Geister dann ihre Seele erfüllt, so wird Anmuth die Stirne umschweben und den Kranz unverwelklicher Jugend ihr auf das Haupt setzen.

Die Idee der Liebenswürdigkeit, die Sittlichkeit verwirklicht sich als Begriff in der Schicklichkeit. Sie tritt durch diese gleichsam in verkörperter Gestalt in das wirkliche Daseyn, und die verborgene Schönheit des inneren, geheimen Gemüthslebens offenbart sich in ihr und durch sie sichtbar auch dem äußeren Auge.

Es ist mir schon öfters aufgefallen, daß selbst Menschen, welche wenig oder nichts von kirchlichen Feierlichkeiten wissen wollen, dennoch auch in einer leeren Kirche, sich selber unbewußt, mit entblößtem Haupte und in einer gewissen ehrfurchtsvollen Haltung einhergehen und nur leise flüsternd zu sprechen wagen. Es wohnt in dem rohesten Menschen ein gewisses Gefühl, welches

ihn heißt, in einer feierlichen, oder auch nur in einer reinlichen, schön geordneten Umgebung wenigstens für Augenblicke seine Rohheit zu verbergen. Wohl mag ihm dies Gefühl peinlich seyn, doch kann er sich dessen gegen seinen Willen nicht erwehren. Deshalb fühlen auch ungebildete Leute in guter Gesellschaft sich fremd und unheimlich. Sie erkennen unfreiwillig die Ueberlegenheit an, und fügen sich, obschon widerstrebend, dieser Macht, so lange sie in ihrer Umgebung verweilt.

Das Gefühl für Schicklichkeit ist wohl eines der ersten, welches den Menschen erst seines Namens würdig macht. Die wildesten und uncivilisirtesten Völker ermangeln nicht dieses Gefühles, welches in dem Innersten der menschlichen Natur begründet ist und sich allenthalben in gewissen Formen, Gesetzen und Gebräuchen kund giebt, welche nicht überschritten werden. Eine

ganz andre Bedeutung aber, als dies im gewöhnlichen Sinne der Fall ist, hat die Schicklichkeit in Beziehung auf das weibliche Geschlecht. Das Wort wird häufig gebraucht. — Wir sagen selbst gar oft zu unsern Kindern bei einer oder der andern leichten Unart: „Das schickt sich nicht.“ Man denkt sich dabei gewöhnlich eine gewisse, einmal angenommene Form, welche nicht verletzt werden darf. — Doch möchte ich unter Schicklichkeit nicht nur das, was äußerlich sich schickt, verstanden wissen, sondern vielmehr Alles, was seiner innersten Natur nach dem weiblichen Wesen und seiner Bestimmung wohl ansteht und angemessen ist.

„Die Schicklichkeit umgiebt gleich einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.“

Sie ist der Zauberkreis, in welchen sich alles fügt und vereinigt, was durch die Idee der zartesten Weiblichkeit bedingt ist, und vor welchem

jeder Uneingeweihte mit unfreiwilligem Mißbehagen zurückweicht. Sie ist einer der wichtigsten Momente in dem Daseyn der Frauen, eine Lebensfrage, von deren Lösung die Stellung und das Verhältniß der Einzelnen, wie des ganzen Geschlechtes abhängig ist.

Erinnerst Du Dich, wie ich schon einmal in diesen Blättern die Meinung aussprach, daß Frauen, welche durch hervorstechende Eigenschaften sich auszeichnen, selten liebenswürdig sind? Gerade ist es oft eine solche, wenn auch an sich vortheilhafte Eigenschaft, welche das Gleichgewicht der Seele stört, indem sie zu einer einseitigen Ausbildung Veranlassung giebt, durch welche über den begünstigten Theil die übrigen verdunkelt und vernachlässigt werden. Freilich giebt es auch hierin wieder Ausnahmen, und vorzüglich findet sich dies an einem ächten und entschiedenen Talent. Es giebt Künstlerinnen, deren Kunst

man nicht mehr rühmt, als ihre Liebenswürdigkeit. Dies ließe sich vielleicht in einer andern, und doch auch wieder der nämlichen Weise erklären; denn hier concentrirt sich das ganze Wesen in der Kunst und die Einheit ist dadurch wieder hergestellt. Doch sind das seltene Fälle, und man darf auch solche Ausnahmen nicht nach dem Maaßstabe beurtheilen, welchen man im Allgemeinen den Frauen anzulegen gewöhnt ist. In der Regel wirkt das Hervortreten einer einzelnen Kraft in dem weiblichen Gemüthe nur störend auf die Harmonie des Ganzen. Alles Einseitige, alles Uebertriebene, jede Ueberspannung und Ueberreiztheit des Gefühls mischt dem reinen Accord einen dissonirenden [illegible] bei, welcher die Wirkung des Gan[illegible] zerstört. Meine Ansicht von dem, [illegible] für die Frauen, bestätigt sich au[illegible]ise in der Erklärung des englische[illegible]r

in den Briefen eines Verstorbenen, weshalb ich die Stelle hier anführe.

„**Temper** in der höchsten Potenz ist ohne Zweifel eine der seltensten Eigenschaften, die Folge einer vollendeten Harmonie der intellectuellen Kräfte, die vollständigste Gesundheit der Seele. Große und hervorstechende Eigenschaften können nicht damit verbunden seyn, denn wo eine Kraft hervortritt, hört das Gleichgewicht auf. Man kann also hinreißen, leidenschaftliche Liebe, Bewunderung einflößen, ohne deshalb **temper** zu haben. Vollkommen liebenswürdig aber wird man nur durch seinen Besitz. Das Wahrnehmen der Harmonie wirkt wohlthätig auf den Geist. Eine solche Person also, die mit **temper** begabt ist, gewährt beständigen Genuß, ohne je Neid zu erregen, noch andere allzuheftige Empfindungen zu erwecken. Wir stärken uns an ihrer Ruhe, beleben uns an ihrer stets glei-

chen Heiterkeit, trösten uns an ihrer Resignation, fühlen den Zorn schwinden vor ihrer liebenden Geduld, und werden am Ende besser an dem Geisterklange ihrer Harmonie." —

Was ist nun dieses **temper**, diese Harmonie, diese Einheit anders, als die vollendete Weiblichkeit? So meine ich denn, Alles, was nur im mindesten störend und entstellend auf die reine weibliche Natur einwirken kann, was ihr als ungehörig oder fremdartig erscheint, das ist wider die Schicklichkeit.

Ich möchte Dir gerne lebendige Bilder vorführen, um damit den todten Begriff selbst lebendig zu machen. Und warum soll ich es nicht, da ich erst vor wenig Tagen in einer Gesellschaft manch interessantes Tableau in mein Gedächtniß skizzirt habe?

Denke Dir ein großes, auf das eleganteste ausgeschmücktes Gesellschaftszimmer, mit allem,

was Luxus und Mode erfordert, versehen, ja ich möchte sagen überladen. Die Hausfrau selbst, eine liebe, einfache Frau, ist, wie es scheint, ein wenig gedrückt von all der sie umringenden Pracht. Die versteckte Aengstlichkeit, welche sich in ihrem Wesen ausspricht, verräth eine ungewohnte Stellung, der sie sich nicht ganz gewachsen fühlt. Auf dem Sopha neben der freundlichen Wirthin fällt Dir zuerst eine Dame von mittleren Jahren in die Augen, auffallend in bunte Farben gekleidet, ohne Wahl und Geschmack. Ihr Gesicht ist hochgeröthet, das Auge blitzt, sie gestikulirt beständig mit Händen und Armen, der Ton der Stimme klingt rauh und männlich, ihre Rede heftig, ja leidenschaftlich. Sie ist mit einem ältlichen Herrn aus der Gesellschaft in lebhaftem Streit begriffen über die neuesten Erscheinungen am politischen Horizont. Die Verdienste der Staats- und Volksmänner wägend,

theilt sie mit ihrer Zunge bald Lorbeern, bald Strohkränze aus. Mit unerschöpflicher Suada versucht sie ihren Scharfsinn an den feinen Geweben der Diplomatik, und läßt die verwirrten Fäden mit selbstgefälligem Lächeln spielend durch die Finger laufen. — Kurz, sie politisirt, und ich denke mir ganz still in meinem Sinn: Das Politisiren schickt sich nicht für Frauen. Wenn eine Frau irgend etwas erfaßt, was außer ihrer Sphäre liegt, so ergreift sie es mit Leidenschaft, gleichsam um ihr eigenes Gefühl zu übertäuben. So sind zornige Weiber mehr als Männer zu fürchten, und so auch steigt der Fanatismus in Religions- und Staatsangelegenheiten zu einer bei weitem furchtbareren Höhe in dem weiblichen Gemüthe als bei dem Manne.

Wir gehen um einen Stuhl weiter und finden hier eine Dame, welche ebenfalls die Mittagslinie des Lebens bereits überschritten hat.

Ihre Kleidung ist kostbar an Stoff, doch in Form und Schnitt nachlässig. Sie hat in einer fast allzuungezwungenen Stellung dem Damenkreis beinahe den Rücken zugekehrt und nimmt die Huldigungen ihrer sie auf allen Seiten umdrängenden Verehrerschaar mit einer gewissen nachlässigen Gleichgültigkeit als schuldigen Tribut ein. Hier und da fliegt ein witziges Wort, ein geistreicher Einfall über die Lippen, weniger zu ihrer Umgebung, als zu sich selbst gesprochen. Sie scheint sich fremd und nicht in der besten Stimmung zu fühlen. Halb lässig, halb ungeduldig läßt sie die Augen spähend umherschweifen; es kommt mir vor, als wenn es ihr leid wäre, ihre Redeperlen an Unwürdige verschwenden zu müssen. Doch sieh, so eben tritt Herr N. ein, ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein Schöngeist. Da plötzlich fängt das Uhrwerk ihres Geistes, welches sie bisher im Stillen aufgezogen

hatte, an lebendig zu werden. Das Instrumentchen spielt nun in voller Kraft und alle Federn schwirren und summen, daß Niemand mehr sein eignes Wort verstehen kann. Auch hier, denke ich, gehen wir still vorüber. Es ist eine Gelehrte. Glaube nicht, daß ich Geist und Talent auch über den gewöhnlichen Kreis des weiblichen Wirkens hinaus nicht wollte gelten lassen; aber nicht als Aushängeschilder für alle Vorübergehende sollen sie paradiren. — Ich habe von einer jungen Schriftstellerin gehört, deren Bräutigam ihr in niedlicher Ausgabe unbewußt ihre eignen Werke zum Geschenk machte. Und so ist es recht. Der Name einer Frau auf einem Titelblatt kommt mir immer wie eine feierliche, solenne Beerdigung desselben vor. —

Doch folge mir nun auch in den Kreis der jungen Mädchen, wenn ich Dir anders keine Langeweile mache. Schon lange habe ich unter

ihnen zwei Gestalten ins Auge gefaßt, die wir nun näher betrachten wollen. Sieh dort die weißgekleidete zarte Blondine im Eckfenster, wie sie das blaue Auge so sinnig hebt, durch die Fenster in die mondhelle Nacht hinausschauend. Fräulein Lina S. ist eine von den empfindsamen Seelen, welche stets in einem Meere von idealen Gefühlen schwimmen, welche ihr ganzes Wesen aufzulösen drohen in einen Seufzer, in eine Thräne süßer Wehmuth, und gegenseitig wetteifern, sich zu einer beständigen Gefühlsextase aufzuschrauben, in welcher sie die Welt, das Leben und sich selbst förmlich ein- und untertauchen, und alle festen, innern Theile des Menschen in sich aufzulösen und zu zersetzen suchen. Jean Paul, dessen Namen und Worte sie stets im Munde führen, ohne ihn jedoch zu verstehen, ist der Angebetete dieser weiblichen Secte. Doch hörte ich jüngst eben diese Lina sich bit-

ter beklagen über die schroffen Uebergänge in seiner Schreibart. Wenn man, sagte sie, sich gleichsam ganz hingiebt, sich auflösen will in den Gefühlen und Bildern des unvergleichlichen Dichters, dann fährt er mitten darein mit einem Scherz oder einem trivialen Vergleich; da zuckt das selig erschlossene Gemüth schmerzhaft zusammen von der rauhen Berührung und alle die zarten Ideale bluten sich zu Tode.

Nicht weit von Fräulein Lina in einem andern Winkel des Saales sitzt die jüngste Tochter des Hauses, Sophie, dunkel matronenhaft gekleidet, im seltsamen Contrast zu der in bunten Farben prangend geschmückten Gesellschaft. Sie ist ein hübsches Mädchen, aber sie spricht nicht, bewegt sich nicht, schlägt kein Auge auf. Ihre kurzen Antworten auf einzelne Fragen sind ein leises, fast unverständliches Lispeln ohne Bewegung der Gesichtszüge. In dem Ausdruck der

ganzen Gestalt spricht sich eine Mischung von Aengstlichkeit, von Mitleid und Verachtung aus. Sie sitzt still, gleich einem Automaten, und unaufhaltsam an einem groben wollenen Strumpfe strickend, in dessen Fertigung und Bestimmung sie einzig versunken scheint, sucht sie es recht geflissentlich zur Schau zu tragen, daß ihr Verweilen in dieser Umgebung für ein Werk der Buße geachtet werden darf.

Soll ich Dich noch weiter führen, zu der naiven Brünette dort, die fortwährend kichert und flüstert, ohne vielleicht selbst zu wissen warum? Oder zu dem hochadeligen Dämchen, welches eben aus einer französischen Pension zurückgekehrt, das feine Näschen rümpft, wenn ein bürgerliches Kleid den Saum ihres Gewandes streift? Oder zu dem stillen rothbäckigen Mädchen dort in der Ecke, das mit halb lachendem, halb ängstlichem Gesichte vor lauter lin-

kischer Schüchternheit sich nicht zu bewegen wagt?

Doch stille! Eben tritt Frau von L. in den Saal, eine noch junge, doch sehr kränklich aussehende Dame. Aber wie lieblich und freundlich sind die Züge ihres Gesichtes, trotz der Blässe, welche, als Folge einer erst kürzlich überstandenen schweren Krankheit, die Wangen bedeckt, wie rührend der Ausdruck der ganzen Gestalt, in deren kleinster Bewegung Adel und Grazie spielt. Ihr Erscheinen wird von den Männern mit ehrerbietiger Bewunderung, von den Frauen mit sichtlicher Herzlichkeit und Freude begrüßt. Selbst die Politikerin schweigt einen Augenblick still, und die Gelehrte beehrt sie mit einem gnädigen Blick und einer theilnehmenden Frage nach ihrem Befinden. Frau von L. dankt unbefangen freundlich nach allen Seiten. Ihre Rede ist einfach und natürlich, der sanfte Ton der Stimme

unendlich wohlthuend. Sie weiß sich in die Art und Weise eines Jeden zu finden, und Jedem ungesucht etwas Freundliches zu sagen. Vollkommen heimisch in dem sie umgebenden Kreise, thut sie der Gesellschaft ihr Recht an, ohne den Anschein, sich davon eingeschüchtert zu fühlen. Sie zeichnet sich selbst in nichts aus, und ist es doch vor allen. — Man weiß, daß ihr musikalisches Talent bis zur künstlerischen Virtuosität ausgebildet ist, man weiß, daß sie vortrefflich zeichnet und malt, daß sie mehrere Sprachen versteht und allerliebste Verse macht, aber dies Alles tritt verschwindend zurück vor der lieblichen Erscheinung ihrer Persönlichkeit. Jedes erkennt willig und ohne Neid ihren Vorzug an und fühlt sich erhoben in ihrer Nähe, nur sie selbst scheint von alle dem nichts zu ahnen. Um es mit einem Worte auszudrücken: sie ist liebenswürdig.

„Tritt herein zu der Thüre,
Und erleuchte das Zimmer ganz.
Grüße rings und entführe
Alle Herzen in Himmelsglanz.
Vor dir gehet ein Schweigen,
Um dich anzumelden im Saal,
Und das Feld ist dein eigen,
Eh' du aufgetreten einmal."

(Rückert.)

So bin ich nun an das letzte Drittel meines Kleeblattes gelangt, und weil ich meine eigne schwache Meinung gern hinter einer höheren Autorität verstecke, so beginne ich mit Hofmann.

„Nicht Schönheit und Anmuth der Gestalt übt jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen Jeden, dem sie entgegentreten, auf der Stelle für sich einnehmen. Man fühlt in gewisser Art ihre Ueberlegenheit, aber dies Gefühl ist keineswegs lästig, sondern erregt, indem es den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenste Harmonie verbindet alle Theile des physischen und psychischen Organismus zum Ganzen, so daß die

Erscheinung, wie ein reiner Accord, keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft jenen unnachahmlichen Anstand, jenes, man möchte sagen Bequeme in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtseyn der wahren menschlichen Würde kund thut. Diesen Anstand lehrt kein Tanzmeister und kein Prinzenhofmeister, und es dürfte deshalb wohl recht eigentlich der vornehme Anstand seyn, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt hat." —

Das Wort Anstand wüßte ich nicht besser zu übersetzen, als durch zwei andre Worte, welche einer unsrer größten Dichter schon einmal freundlich gepaart hat, und welche vereint dem Begriffe vollkommen entsprechend sind, ich meine Anmuth und Würde. Wie Sittlichkeit die Harmonie des innern Wesens, so ist der Anstand die Harmonie der äußern Form. Doch ist die Wirkung nicht allein leiblich, sondern auch gei-

stig, gleich wohlthuend für Seele und Auge, und Achtung und Wohlgefallen ist der rechtmäßige Tribut, den Niemand so leicht wird verweigern können. Was dem Könige seine Majestät, das ist dem Weibe der Anstand, durch ihn weis't es sich selbst und der sie umgebenden Welt die richtige Stellung an. Es ist eine Art geistiger Etikette, welche die ganze Gestalt mit einem gewissen Nimbus umkleidet, der oft mehr Ehrfurcht einflößt, als weite, mit Lakaien gefüllte Vorsäle und die ganze Pracht eines fürstlichen Hofes.

Wo Sittlichkeit das Gefühl und Schicklichkeit die Handlungen regelt, da wird es gewiß nie fehlen, daß der ästhetische Sinn, von innen nach außen wirkend, auch Mienen und Geberden regiert, und aus der Bewegung der Glieder alles verbannt, was dem Auge oder dem Gefühle als etwas Unschönes begegnen könnte.

Eine Frau, die den Gesetzen des Anstandes huldigt, wird sich so viel als möglich in einer gleichmäßigen, geregelten Ordnung bewegen, und wie in ihrem eignen Innern alle Kräfte im Gleichgewichte stehen, so auch ihre Umgebung im richtigen Maaße zu erhalten suchen. Sie wird dabei nie schelten, sondern stets nur zurechtweisen, sich nie von Heftigkeit oder Unwillen zu einer Uebereilung verleiten lassen. Ein Geschäft, welches es auch sey, wird sie nie mit Lärmen und Getöse vollbringen. Man darf einer Hausfrau nie anmerken, daß sie Eile hat, sie muß unsichtbar und unhörbar geschäftig seyn, und immer Zeit übrig behalten, Jedermann freundlich und genügend Gehör zu geben. Ich weiß für Hausgenossen und Fremde kein widerlicheres Bild, als ein weibliches Wesen, sey es nun Herrin oder Magd, geräuschvoll in nachlässiger Haltung durch Küche und Keller rennen, und also ihre häus-

liche Thätigkeit zur Schau tragen zu sehen. Viele scheinen zu glauben, daß der Anstand eigentlich nur dem gesellschaftlichen Leben angehöre. Ich für meine Person bin vom Gegentheile überzeugt. Die Frau ist für das häusliche Leben geschaffen, und bewegt sie sich da in den Formen des Anstandes, so wird sie diesen von selbst in die Gesellschaft mit hinübernehmen. Der bloß gesellschaftliche Anstand, welcher sich im Privatleben verläugnet, gilt mir um nicht viel mehr, als die Gliedergewandtheit einer Balletänzerin.

Der Anstand schließt Alles aus, was gegen Sittlichkeit und Schicklichkeit streitet. Aber nicht nur das, sondern er verbietet auch alles der äussern Form nach Unschöne und alles Lächerliche. Der geringste Verstoß ist auch hier schon genügend, wenigstens für den Augenblick, in welchem er begangen wird, den Reiz der ganzen Gestalt

zu vernichten. Jeder, auch der kleinste Umstand, welcher Veranlassung zu einem spöttischen Lächeln bieten, irgend ein kleines Abentheuer, welches an sich ganz unschuldig, aber Stoff zu lustigen Neckereien geben kann, eine lächerliche Situation ist nach meinem Gefühl wider den Anstand. Die Schamröthe auf dem weiblichen Angesichte ist so zart und heilig, daß ich sie nie und unter keiner Bedingung belächelt wissen mag. Eine Frau aber, die in Augenblicken einer kleineren Verlegenheit selbst mitlacht, wird vielleicht bei einer ernsteren nicht erröthen. Ja, soll ich noch mehr in's Einzelne gehen? Ist nicht eine einzige unschöne Bewegung, ein unreines Wort, ein unzeitiges hartes Auflachen, die kleinste Ungeschicklichkeit schon genug, einen lächerlichen Eindruck hervorzubringen? Ein Eindruck, welcher von Allen am schwersten verwischt werden kann. So muß ich z. B., so oft irgend-

wo der Name der Frau von Stael genannt wird, unwillkührlich immer an die verkürzte Wackelfalte der Corinnarobe, bei dem Eintritt in's Bethmann'sche Gesellschaftszimmer, denken, welchen Bettine auf so ergötzliche Weise beschreibt, und dem Bilde der gefeierten Frau bleibt mir stets eine lächerliche Vorstellung beigemischt, die ich mit dem besten Willen nicht auslöschen kann. Oft erscheinen kleine Unbeholfenheiten weniger als Nachlässigkeit, sondern vielmehr als die Frucht einer übergroßen Schüchternheit. Man ist ängstlich, seine Sache recht gut zu machen, und geräth gerade dadurch auf den Weg, welcher zum entgegengesetzten Ziele führt. Aus eigner Erfahrung weiß ich, welch linkisches Ansehen solch eine unbehagliche Schüchternheit giebt, und wie das, was man wirklich ist, denkt und weiß, durch die üble Form, in welcher es sich präsentirt, verloren geht.

Einen großen Einfluß auf den äußern Anstand übt ohne Zweifel die Sprache. Nie drängte diese Bemerkung sich mir lebhafter auf, als in hiesiger Stadt, wo man so häufig die elegantesten Damen in dem auffallenden Volksdialecte sich ausdrücken hört. So lieblich diese Sprache in dem Munde der Landleute klingt und in den Dichtungen, welche dies Volk verewigen, so widerwärtig erscheint sie halb modernisirt auf den Lippen der Gebildetseynwollenden. In feinerer Gesellschaft fühlen sie das selbst, und bemühen sich, den eigenthümlichen gewohnten Ton zu verläugnen. So zeigt sich dann nicht selten eine Verlegenheit, ein geschraubtes, gespanntes Wesen, welches das Uebel nur ärger macht. Ueberhaupt können Aeltern nie genug auf die Sprache ihrer Kinder achten. Es wird gewiß schon deshalb mancher unreine Gedanke ungedacht bleiben, wenn man keine Worte hat, ihn auszudrücken.

Und nun, um auf das Letzte zu kommen, woran man aber gewöhnlicher Weise den Anstand am meisten bewundert, so ließe sich, Lavaters Beispiele folgend, schon aus dem Gang und Tanz, wie aus den Gesichtszügen ein Characterstudium machen. Eine Art von Physiognomik nicht nach der Form, sondern nach der Bewegung. Da ist bald Nachlässigkeit, bald affectirte Gezwungenheit sichtbar, bald schleifen die Füße sich schwerfällig fort, bald hüpfen sie ungebührlich in die Höhe, bald schwankt der Körper nach vorne über, oder dreht sich im Gegentheil von einer Seite zur andern. Jede dieser Bewegungen hat etwas Characteristisches, wonach sich wohl ein System bilden ließe. Der wahre schöne Anstand, das Leichte, Schwebende und doch vollkommen Ruhige auch bei lebhafter Beweglichkeit, ist in der Regel selten. — Der Ballsaal ist nun freilich erst der rechte

Schauplatz, auf welchem sich Anstand und Grazie in vollem Glanze entfalten. Wohl ist es ein lieblicher Anblick, schöne, jugendliche Gestalten, in Kleiderschmuck und Fröhlichkeit glänzend, harmonisch im Tanze sich bewegen zu sehen. Aber wehe der Jungfrau, bei welcher die Tanzlust zur Leidenschaft wird, wo die kindlich heitere Bewegung in wilde Raserei ausartet, die sich mit ungestümer Hast in den Strudel stürzt, mit aufgeschwollenem Gesicht, mit keuchender Brust und aufgelös'ten Haaren durch die Reihen fliegt. — O, da fällt die Liebenswürdigkeit ab, wie Blüthenstaub vor dem Sturme, eine halbgeschlossene holde Rose ist im Nu zu einer entblätterten geworden.

Und wenn ich nun aus all dem Gesagten ein Bild des weiblichen Seyns und Wesens in seinen innersten Tiefen zusammenfügen wollte, wie müßte ich es anfangen? Wie mit Worten

ausdrücken, was sich nur geistig fühlen und empfinden läßt? Nur wenig habe ich noch zu sagen, so möge sich denn der Schluß an den Anfang fügen, und damit den kleinen Kreis vollenden, welchen ich in Gedanken mir vorgezeichnet habe.

Es ist wohl eine weit verbreitete, oft wiederholte Meinung, daß der weibliche Character schwer zu ergründen sey, daß Niemand so leicht den künstlichen Schleier zu durchdringen vermöge, welcher die angeblich in der Seele der Frauen verborgenen Räthsel verhüllt. Vielleicht ist etwas Wahres daran, vielleicht auch giebt man sich nicht oft die Mühe eines tiefern Studiums, oder es fehlt an feinem Gefühl und Takt, um das Wahre herauszufinden. Ach, leider sind wir Menschen uns alle verschlossene Geheimnisse. Ein Jeder wandelt einsam seine Straße, der Geist ist vereinzelt in Jedem, und nur das gemeinsame Band der Liebe vermag hie und da die Getrennten zu vereinigen. Es theilt die Zun=

gen gleich dem heiligen Geiste, so daß sie reden können in fremden Sprachen, das Herz zum fremden Herzen. †

Der Frauen Bestimmung von Jugend an ist ein einziges großes Opfer. Aber sie wissen es nicht und schmücken selbst den Altar fröhlich mit Blumen, auf welchen sie ihr Leben, nach den ewigen Gesetzen der Natur, zur Weihe bringen. Liebe heißt das große Wort, der Anfang, die Mitte und das Ende des weiblichen Seyns, seine Bildung und Vollendung. Ob Aeltern oder Gatten, ob Kinder oder Freunde, das Weib ist geschaffen, um zu lieben. Es muß auf dieser Erde eine Seele haben, der es sich mit der vollen, ungetheilten Kraft seines innersten Wesens hingiebt, für die es Alles seyn will, was es ist und werden kann. Der kleine Kreis, welchen die Liebe um eine Gattin, eine Mutter versammelt, ist ihre Welt, was über diese Grenze

hinausgeht, berührt sie nur von ferne, doch in diesen engen Schranken des äußeren Lebens entfaltet sich um so reicher die Unendlichkeit des inneren, des Gemüthlebens.

Das Weib allein vermag sich ganz hinzugeben in der Liebe, ohne Vorbehalt, ohne Clausel. Kein Mann ist fähig, ein solch alles ausschließendes Gefühl zu empfinden, und sehr richtig sagt Jean Paul, daß er immer etwas anderes dazwischen zu thun hat, während das Weib in einem fort liebt. Sie entäußert sich ihres eigenen Selbsts, sie hat keine Freuden und keine Schmerzen, als die der Ihrigen. Sie beraubt sich ihres ganzen äußern Lebens, um das Daseyn Anderer damit auszuschmücken, und je grösser, je schwerer die Opfer sind, welche man von ihr fordert, desto williger, desto freudiger wird sie sich zur Erfüllung derselben hergeben. Ihre Liebe ist rein und heilig, sie ist glücklich durch

das, was sie giebt, nicht durch das, was sie empfängt. Sehen wir eine Mutter im Kreise ihrer Kinder. Welcher Muth, welche Ausdauer, welche Entsagung und Entbehrung! Aber Mutterliebe ist stärker als Alles, sie ist ewig, wie die Liebe, mit welcher Gott seine Menschen liebt; sie ist die reinste, die uneigennützigste, die am wenigsten Vergeltung und Belohnung fordert. Wir lieben die Kinder, eben um ihrer Hülflosigkeit willen, um so inniger, je mehr sie unserer bedürftig sind. Die Männer lieben, was ihnen Unterhaltung und Freude gewährt, wir Frauen, wofür wir am meisten zu sorgen haben. Die Sorgfalt und Pflege, welche eine Frau einem ihrer Angehörigen oder auch einem Fremden schenkt, giebt dem Gegenstand derselben einen hohen Werth in ihren Augen, und ihr Gefühl schließt sich ihm in dem Maaße näher an, je mehr er diese Sorgfalt in Anspruch nimmt.

Warum doch ziehen Kranke jederzeit die weibliche Pflege vor? Warum kann des Mannes treueste Liebe nicht ausreichen, an einem Krankenbett auch nur kurze Zeit in ununterbrochener Aufmerksamkeit der Pflege eines Leidenden zu widmen? Die kleinen, sich stets wiederholenden Dienstleistungen werden ihn bald ermüden, er wird heftig, ängstlich, Schmerz und Ungeduld übermannen ihn; er wird sich bald auf Augenblicke, auf Stunden wegstehlen, um des jammervollen, ihm peinlichen Anblickes überhoben zu seyn, und in einer einzigen solchen Nacht ist oft die Kraft gebrochen, welche sonst den härtesten Mühseligkeiten trotzte. Anders steht die Frau am Krankenbette, sie weicht und wankt nicht von der Seite des ihrer Pflege Anbefohlenen. Sie fühlt mit einer Art von Instinkt alle seine Bedürfnisse im Voraus, sie schwebt unsichtbar und unhörbar gleich einem stets wal=

tenden Schutzgeist um das Lager. Sie versteht das kleinste Zeichen, sie belauscht den Schlag des Herzens und zählt die Athemzüge, alle ihre Sinne sind geschärft und mit fast übernatürlicher Stärke auf den Gegenstand ihrer Sorgfalt gerichtet. Sie bedarf weder Ruhe noch Schlaf, und ohne zu ermüden erträgt der sonst so zarte, schwächliche Körper die größte, dauerndste Anstrengung Wochen, ja Monde lang. So große Stärke giebt ihr allein die Macht des inneren Gefühles.

Der Frauen natürlicher Sinn zeigt sich mehr im Erhalten, als im Erschaffen. Sie nehmen sich lieber dessen an, was einmal vorhanden ist, als daß sie etwas Neues hervorbringen. Sie ziehen gern das Kleine groß, während der Mann nur gleich am Größten seine Kraft versuchen will. Dieser Sinn ist es, welcher die Frau zur Haushälterin bildet, die sorgsam und fleißig das

Größte wie das Kleinste mit gleicher Pflege bewahrt, die schon deshalb nichts ungenützt verlieren mag, weil ihr auch leblose Gegenstände durch ihre Sorgfalt und Mühe lieb und wichtig werden. Das Amt einer Hausfrau ist, wiewohl aus lauter Kleinigkeiten bestehend, dennoch eines der ersten und wichtigsten. Jede gut geordnete Haushaltung ist ein kleines Reich für sich, jede hat, wie die verschiedenen Staaten, ihre eigenen Gesetze und Gebräuche, welche auf die ganze Lebensrichtung der Mitglieder den entscheidendsten Einfluß ausüben. So sehen wir denn hier die Hausfrau als Regentin an geheimnißvollen, aber unzerreißbaren Fäden den kleinen Staat leiten und die Grenzlinien ziehen, welche ihn einhegen. Die Hausordnung ist auch die beste Erziehungsschule für Jung und Alt, denn sie übt das Gelernte zur Gewohnheit ein, welche sich auf Kind und Kindeskinder forterbt.

Man spricht in der Welt und in Büchern viel von der Schwäche des weiblichen Geschlechtes, und gewiß in vieler Beziehung nicht mit Unrecht. Wir geben zu, daß der Mann von Natur aus mit stärkeren Sehnen und Nerven, mit einem gröberen Gliederbau begabt ist, daß in der Regel sein Geist reicher und kräftiger, sein Verstand klarer, sein Urtheilsvermögen schärfer und lebendiger, sein Wille ausdauernder, sein Streben und Forschen beharrlicher ist. Wieder ist es wahr, daß der Mann in unerwarteten Momenten des Unglücks mehr Stärke, mehr Geistesgegenwart, mehr Besonnenheit besitzt, daß er sich kühn dem Schicksal gegenüberstellt, und mit eiserner Stirne dem Verhängniß trotzt, während das Weib ängstlich zagend dem Ungewitter entgegensieht und in dem demüthigen Gefühl ihrer Schwäche sich beugt. Ist aber nur der erste Schrecken überwunden, so erwacht auch bald wie-

der die Kraft im weiblichen Herzen. Es macht sich mit seiner Lage vertraut, eignet sich dieselbe gleichsam an, indem es sich ihr selber anpaßt, sucht zu lindern, zu mildern, zu verschönen, so viel es nur immer angeht, und der ernstliche Wille, zu tragen, erleichtert endlich auch die schwerste Last. Die Resignation der Frauen heißt Geduld und Ergebung. Sie trauert wohl um ein verlornes Gut, aber ihre Klage ist sanft und geheim. Sie will leiden und findet in diesem Wollen schon den ersten Trost. Darum weinen auch Frauen oft und gerne, und Thränen erleichtern die bange Brust, weil sie während des Weinens ein gewisses Mitleid mit sich selbst empfinden, und dies giebt ein Gefühl gleich der tröstenden Nähe und Theilnahme eines zweiten vertrauten Wesens. Des Mannes Kraft ist die der unerschütterlichen Festigkeit, die unsrige die Kraft der Ausbeugung. Oft aber stürzt der

Sturm die Eiche nieder, während die schwache Birke, auf allen Seiten vor seiner rohen Gewalt zur Erde sich neigend, dennoch unverletzt bleibt. Der Mann kann in glühendem Eifer mit heldenmüthiger Entschlossenheit für irgend ein Ideal oder eine Ueberzeugung in den Tod gehen, das Weib kann stillschweigend ein ganzes Leben zum Opfer bringen, von welchem jeder Augenblick ein fortgesetztes Sterben ist.

Der ächte weibliche Sinn fügt sich in alle Verhältnisse und Umstände, er findet sich in jede Gemüthsart, in jede Stimmung und Laune. Er weiß überall den rechten Ton zu treffen, um eine wohlklingende, wiedertönende Saite anzuschlagen. Mit den Weinenden trauern, mit den Fröhlichen sich freuen, den Zürnenden besänftigen, den Trübsinnigen erheitern, für Jeden etwas anderes seyn, das, was er gerade in dem Momente bedarf, und doch im Innern stets ein und

dasselbe, das ist die große Aufgabe, welche unsre Bestimmung uns auferlegt, und in deren Erfüllung die Weiblichkeit sich recht im reinsten Lichte entfaltet.

Diese völlige Hingebung aber in der Sorge und Liebe für Andere wirkt in dem Gemüthe des Weibes auch wieder eine Kraft und Selbstständigkeit, eine Stille und Tiefe, die vielleicht wohl zuweilen mißverstanden werden kann. Wie die klare Oberfläche eines stillen See's den bodenlosen Abgrund mit spielenden silbernen Wellen bedeckt, so auch verbirgt sich das weibliche Gemüth unter dem Schleier einer äußern festgehaltenen Form, und Keiner kann so leicht die verhüllte Tiefe ergründen, die sich nur ahnen, aber nicht ermessen läßt. Sich selbst vergessend, nur für Andre lebend, bedarf die Frau für sich selbst kaum einer äußern Stütze, ja sie verlernt fast das Bedürfniß, ihre Gedanken und Gefühle

mitzutheilen. In sich selbst ein beschauliches Leben führend, geht sie geräuschlos ihren stillen Gang und läßt die wechselnden Gestalten ruhig an sich vorüberziehen. Nur wenige seltene Stunden sind es dann, in welcher die Seele in stiller Einsamkeit einkehrt in sich selber. Dann erschließen sich die festverwahrten Pforten, und fessellos strömt das lang verschlossene Leben hin zu dem Urquell alles Seyns. Da weint sie ihren verborgenen Schmerz aus, erneuert betend ihre Hoffnung, ihre Freude; da ergießt sich die Klage, das Entzücken in seliger Freiheit und das entlastete Herz athmet in vollen Zügen die Himmelsluft des göttlichen Friedens. Sobald aber ein fremdes Auge dazwischentritt, dann fällt der Vorhang nieder und verhüllt das Heiligthum vor profanen Blicken. Dann sinkt plötzlich alle Bewegung in die gewohnte Ruhe zurück, und oft deckt eine heitere Stirne und ein lächelnder

Mund die tödtlichen Wunden des Herzens. Ach, es ist nicht leicht, sich zu solcher Höhe zu schwingen! Auf dem beschwerlichen Wege giebt es eine einzige Führerin, sie heißt Religion. —

Ich bin müde und traurig, daß ich dem entworfenen Bilde noch so wenig gleiche. Ach, das Leben ist so schwer und die menschliche Schwachheit so groß. Aber liebt mich nur fort und ich will kämpfen und ringen, bis der letzte Freund mir den Kranz des Sieges auf die Stirne drückt.

Das Gefühl ist die am meisten zum Bewußtseyn gekommene Kraft der weiblichen Seele. Ja, es giebt Frauen, deren ganzes Leben in ihm dahinfließt gleich einem lieblichen Traume, vom Morgenroth der Kindheit freundlich überstrahlt; die sich in der stillen dämmernden Welt ihres Gemüthes fortbewegen, ohne einen Blick auf den festen Grund zu werfen. Ach, das Gefühl weiß so manches, woran der Verstand nicht denkt. Im Gefühl liegt die ganze Unendlichkeit der Geisterwelt, aber seine Sprache ist dunkel und geheimnißvoll, es ist die Augensprache des Geistes und giebt nur die Zeichen, aber nicht das Wort. Ja, wer da nachforschen, wer diese Ahnungen in Bilder und Gedanken fassen könnte! Ich kann recht tief in mich hinein den Gedanken verfolgen, zuletzt stoße ich aber immer auf

ein sonderbares Gewölk, welches, halb durchsichtig, halb verhüllend, das innerste Heiligthum vor mir selber verschließt. Hinter ihm gewahre ich eine glänzende Helle, auch brechen einzelne Strahlen hervor, die mir das Leben des verborgenen Schatzes verkünden, aber durchdringen kann ich die nebelhaften Schleier nie und nimmer. Vielleicht, daß der Mensch das Höchste in sich selber nicht ungeblendet schauen darf, wie Moses auf Sinai sein Antlitz vor der Herrlichkeit des Herrn verhüllen mußte. —

Neulich hatte ich einen seltsamen Traum. Es kam mir vor, als schliefe ich in einer Gartenlaube und da träumte mir, ich stünde an dem Gestade einer unübersehbaren Meeresfläche; das Meer war aber glänzend, wie flüssiges Gold. Langsam und gleichförmig hoben und senkten sich majestätische Wellen, und ich wußte wohl, daß dies Wogen der Athem des Meeres sey. Mit-

ten aus dem Meere erhob sich ein großes Rad von Crystall, welches bis an den Himmel reichte und die Fläche des Meeres streifte. Sein Umschwung spritzte unaufhörlich Myriaden von Wassertropfen in die Luft, die wie Diamanten funkelten und die Nacht erhellten. Doch erreichten sie nur eine gewisse Höhe und sanken dann eben so schnell in das Meer zurück. Lange stand ich verwundert und schaute das glänzende Schauspiel an. Da sprach eine Stimme in meinem Herzen: „Gott ist der Anfang und das Ende, das A und das O. — Kniee nieder und bete!“ Mir wurde bang und schwindlich, ich glaubte zu fallen und erwachte.

Es ist ein unheimliches, ängstliches Gefühl, wenn man das unermeßne All sich recht deutlich vor die Seele führt. Es ist das einer furchtbaren Einsamkeit, als ob man zwischen Himmel und Erde schwebte und sich nirgends fest-

halten könnte. Wir sind von Gott entfernt durch die unabsehbare Kluft, welche das vollkommenste, größte, heiligste Wesen von einem armseligen, kleinen, mit Sünde und Elend bedeckten Geschöpfe trennt, wir erkennen unsre Schmach und wissen, von wo aus allein uns Hülfe kommen kann, wir fühlen die heiße, schmerzliche Sehnsucht, uns dem zu verbinden, von welchem wir ausgegangen sind, aber der Gedanke, das schüchterne Gebet wagt nicht, sich dieser ungeheuern Größe und Allmacht zu nähern, welche wir durch ewige Gesetze von uns abgeschlossen betrachten müssen. Wir zittern, wo wir lieben möchten, wir zweifeln, wo uns die Seligkeit winkt, wir ringen ohne Frieden und kämpfen ohne Sieg. Da plötzlich aber steigt dem armen Verlassenen ein helles Licht auf. Jesus Christus der Heiland, der uns liebend die Arme öffnet, der die Widersprüche der schwächlichen Men=

schennatur ausgleicht, der den strengen Richter uns als liebenden Vater entgegenführt, uns den verlornen Frieden wiedergiebt und die ewige Heimath aufschließt. Der göttliche Heiland, welcher durch seine Menschwerdung unsern Leib zu einem Tempel Gottes eingeweiht hat, der gab uns durch seine Erlösung und Versöhnung die Möglichkeit, in Gott zu wohnen und zu leben, wie Er in unserer Gestalt gewohnt und gelebt hat. Diese geheimnißvolle Verbindung des Menschlichen mit dem Göttlichen wird unser durch den Glauben. Der rechte Glaube aber ist weder Verstandesansicht, noch Gefühlsahnung. Er ist ein lebendiges, klares Bewußtseyn, so deutlich, wie das Gefühl unseres körperlichen Lebens. Der Glaube ist die innigste Gemeinschaft mit Gott und Christus in der Liebe, durch Erkenntniß und Bewußtseyn des Geistes.

Ach, daß das ewige Wort nur recht laut

redete in unserem Herzen, und wir sein Regen und Bewegen recht mit Fleiß wahrnähmen! Wer den rechten Glauben und die rechte Liebe hat, und beide sind ja eins, was bedarf der mehr? Dann hat schon der heimathlose Geist seine ewige Ruhestätte in Christus gefunden und sieht unbekümmert dem Treiben des irdischen Lebens zu. Er freut sich der Thränen und ist stolz auf die Schmerzen, sie können das Unverwundbare nicht erreichen, und er ruht sicher in der Heimath, wo kein irdischer Laut die heilige Ruhe stören darf.

In dieser innigen Gemeinschaft erhält uns die Kraft des Gebetes. Es ist die Sprache des Herzens mit Gott. Durch sie tauschen wir unsre eignen Gedanken und Gefühle gegen höhere, himmlische, gegen die Antwort des Herrn aus, welche wir in unsrer Seele vernehmen, und indem wir unser eignes Wesen ganz hingeben, empfangen wir das göttliche dafür zurück. Nicht

vieler Worte, nicht eingelernter Phrasen bedarf es, um mit dem Herrn zu reden. Wenn die Seele in glühender Andacht sich auf zu ihrem Schöpfer schwingt, dann stammelt die Zunge die Laute, welche der Drang des Herzens ihr eingiebt. Oft ist eine Thräne, ein Seufzer unser ganzes Gebet. Wohl kommen zuweilen auch Augenblicke, in welchen die irdischen Sorgen ihr Recht an uns geltend machen. Doch auch diese unsre kleinen Anliegen nimmt der gütige Vater gnädig auf. Gott ist so unendlich groß, Millionen Menschen sind vor ihm gleich einem Sandkorn, und doch ist er der Vater Aller und Jeder fühlt sein Eigenthum am Geiste des Schöpfers. Deshalb ist dies oft thörichte Bitten und Verlangen, so kleinlich es auch der Allmacht gegenüber erscheint, dennoch rührend und erhebend. Aber doch glaube ich, wenn unser Gebet erst auf den rechten Punkt gekommen ist, dann

bitten wir nichts mehr von Gott, dann brauchen wir nichts mehr, als ihn selbst.

So fehlt denn der Vollendung des Menschen nichts mehr, als das Ende. Die Vollendung des Lebens ist der Tod. Er ist die Hingabe in der Liebe zu Gott, der letzte Pinselstrich an dem Bilde des Lebens, welchem die treue Liebe der Hinterbliebenen seinen Rahmen in der Erinnerung giebt. Ein schöner Tod nach einem schönen Leben krönt unser vergängliches Daseyn zu einem ewigen Bilde göttlicher Schönheit.

Wer einmal vor der Leiche eines geliebten Menschen kniete und die stille Gestalt des in dem Herrn Entschlafenen betrachtete, der wird gefühlt haben, wie vor dem Anblick dieser tief ruhenden Vollendung der wilde Schmerz sich flüchtet und wie die Nähe eines ewigen, ernsten Verhängnisses jede laute Klage verstummen macht. Der wird in heiliger Ehrfurcht den letz-

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

ten leisen Abschiedskuß auf die verklärte Stirn gedrückt haben, und dann still gegangen seyn, zu beten. Aber der Friede des heiligen Todtenbildes wird ihn begleiten sein Leben lang.

Möchten auch unsre Lieben, wenn wir einst im ewigen Schlafe auf unserem letzten Bette ruhen, mit den schönen Worten des Dichters Rückert sagen können:

„Beklagen soll ich dich? Ich kann dich nur beneiden,
Denn nicht Jedwedem wird gegeben so zu scheiden,

Wie du geschieden bist, mit Gott und Welt in Frieden,
So ohne Schmerz und Weh, von Weh und Schmerz geschieden.

Des Himmels Ruh' verklärt dein Todtenangesicht,
Und wäre sie gewährt dem sel'gen Geiste nicht?

Es wird mir still zu Muth in's Antlitz dir zu sehen,
Und herzlich wünsch' ich, mög' auch mir einst so geschehen."

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feuerbach, Henriette,

Gedanken über die Liebwürdigkeit der Frauen Ein kleiner Beitrag zur weiblichen Characteristik

Nürnberg 1839

H.g.hum. 93 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435092-2